

Veterinärmedizinische Universität Wien
Universitätslehrgang Angewandte Kynologie

Angstverhalten beim Hund
Betrachtung von Trainingsmethoden in Hinblick auf tierschutzrechtliche
Gesichtspunkte

Hausarbeit
zur Erlangung der Bezeichnung
akademisch geprüfte Kynologin
im Universitätslehrgang Angewandte Kynologie
an der Veterinärmedizinischen Universität Wien

vorgelegt von
Jessica Berger, B.A. B.A.
Wien, im **Juli 2016**

Begutachterin: **Annika Huber, MSc.**
Messerli Forschungsinstitut
Veterinärmedizinische Universität Wien

Inhalt

1	Einleitung, Fragestellung und Zielsetzung.....	1
1.1	Einleitung.....	1
1.2	Fragestellung und Zielsetzung	2
2	Material und Methode.....	2
3	Grundlagen.....	2
3.1	Unterscheidung Angst, Furcht & Panik	3
3.2	Auslöser	4
3.3	Angst	4
3.4	Furcht	4
3.5	Phobie	5
3.6	Panik	5
4	Biologische Komponenten der Angst	6
4.1	Definition Stress	6
4.2	Ablauf der Stressreaktion	6
4.2.1	Beteiligte Hirnareale.....	7
4.2.2	Sympathikus-Nebennierenmark-Achse (einfache Stressreaktion).....	7
4.2.3	Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenrinden-Achse	8
4.3	Zusammenhang Stress und Angst.....	8
5	Gründe für die Entstehung von Angst oder Furcht beim Hund.....	9
5.1	Frühe Einflüsse	9
5.2	Genetische Faktoren.....	10
5.3	Über- und Unterforderung	10
5.4	Krankheit	11
5.5	Pränataler Stress.....	12
5.6	Traumatische Erfahrungen.....	12
5.7	Verunsicherung & Kontrollverlust.....	13

6	Trainingsmethoden in Hinblick auf ihre Tierschutzkonformität	14
6.1	Tierschutzgesetz	14
6.2	Trainingsmethoden.....	16
6.2.1	Tierschutzkonforme Trainingsmethoden.....	17
6.2.2	Nicht-Tierschutzkonforme Trainingsmethoden	23
7	Ergebnisse.....	26
8	Diskussion und Empfehlung	26
9	Zusammenfassung	31
10	Literaturverzeichnis.....	32

1 Einleitung, Fragestellung und Zielsetzung

1.1 Einleitung

Verhaltensprobleme sind in den Industriestaaten nach wie vor der wichtigste Grund, weshalb Hunde abgegeben, euthanasiert oder ausgesetzt werden (Hunthausen 2009, 65). Dabei ist es wesentlich einfacher, Verhaltensprobleme zu verhindern, als diese erfolgreich zu behandeln. Hundehalterinnen und Hundehalter sehen zumeist solche Verhaltensweisen als problematisch an, die den Alltag stören oder potentiell gefährlich sind. Welche also tatsächlich als Problem empfunden werden ist stark individuell geprägt. In vielen Fällen handelt es sich dabei um Verhaltensweisen, die im Verhaltensrepertoire des Hundes natürlich vorkommen, die jedoch im menschlich-sozialen Kontext nicht erwünscht sind (Hunthausen 2009, 65).

Angstverhalten oder Furcht nimmt dabei einen großen Platz ein, da diese Verhaltensweisen meistens eine negative Auswirkung auf die Lebensqualität des Hundes haben und so auch den Alltag der Hundehalterin und des Hundehalters massiv beeinflussen (Franck 2008, 7). Welche Ausmaße dies haben kann, ist dabei individuell sehr unterschiedlich: Angst oder Furcht kann einerseits Meideverhalten auslösen, das dazu führt, dass der Hund aus der für ihn problematischen Situationen flüchten möchte. Dies geht meist mit hohen Erregungszuständen des Tieres einher, die teilweise mit Übersprungshandlungen kompensiert werden sollen (Roscher 2005, 11). Diese Handlungen stehen mit der Ausgangssituation in keinem Zusammenhang, der Hund zeigt also plötzlich ein anderes Verhalten als angemessen wäre. Dies kann sich auch in Schnappen äußern, was für Besitzerin und Besitzer potentiell gefährlich ist (Rugaas 2001, 62). Außerdem kann es passieren, dass ängstliche oder furchtsame Tiere unkontrolliert Kot oder Urin absetzen, was zu einer Belastung der Halterinnen und Halter werden kann. Auch das Auftreten einer Angstaggression ist möglich, die ebenfalls Gefahrenpotential birgt (Roscher 2005, 11).

Oft wurden von Besitzerin und Besitzer schon einige Trainingsmethoden ausprobiert, um dem Tier zu helfen. Funktioniert das Training nicht, kommt es zu Frustration, die oft mit Schuldgefühlen gepaart ist. Denn in dieser Situation fühlen sich viele Besitzerinnen und Besitzer hilflos oder verzweifelt und resignieren dabei allmählichen (Franck 2008, 7).

1.2 Fragestellung und Zielsetzung

Diese Arbeit befasst dich mit der Frage, welche Trainingsmethoden es gibt um Angstprobleme beim Hund zu trainieren und welche dieser Methoden laut dem Österreichischem Tierschutzgesetz angewandt werden dürfen.

Dazu werden verschiedene Trainingsmöglichkeiten betrachtet und zusammengefasst, sowie in Hinblick auf tierschutzrechtliche Gesichtspunkte evaluiert.

2 Material und Methode

Die vorliegende Arbeit baut auf einer umfassenden Literaturrecherche auf, welche die zur Verfügung stehende, relevante Literatur zum Thema „Angstverhalten beim Hund“ betrachtet. Dazu wurden Studien, Bücher, Fachartikel und Dissertationen herangezogen.

Die Recherche erfolgte einerseits mittels der zur Verfügung stehenden Literatur der Universitätsbibliothek der Veterinärmedizinischen Universität Wien. Außerdem über den Online-Suchdienst Google Scholar, eine Suchmaschine die für die allgemeine Literaturrecherche wissenschaftlicher Dokumente programmiert wurde.

Dabei wurde nach folgenden Schlüsselbegriffe gesucht:

- Angst Hund
- Angstverhalten Hund
- Angst
- Definition Angst
- Training Angstverhalten Hund

3 Grundlagen

Angst, Furcht, Panik und Phobien sind nicht nur beim Menschen zu finden, sondern bei nahezu allen Säugetieren. Die Symptome weisen speziesübergreifend starke Ähnlichkeiten auf. Darwin sah den Grund in diesen Ähnlichkeiten in der evolutionären Bedeutung von Angst. Seiner Meinung nach handelt es sich hierbei um die universalste Emotion, die der Schlüsselfaktor ist, um den Organismus auf verschiedene Verteidigungsmechanismen vorzubereiten (Markgraf und Schneider 1990, 4).

Die Unterscheidung zwischen der Begrifflichkeiten ist schwierig zu treffen, da es sich bei allen Vorgängen um emotionale Reaktionen handelt, die dieselben verhaltenstechnischen und physiologischen Mechanismen benutzen (Paelstrini 2009, 169). Eine klare Abgrenzung und Definition ist jedoch für das Verständnis der Zusammenhänge notwendig (Paelstrini 2009, 169).

3.1 Unterscheidung Angst, Furcht & Panik

Sowohl Angst und Furcht, als auch Panik sind emotionale Reaktionen von Säugetieren auf einen auslösenden Reiz, der vom Tier als potentiell gefährlich eingeschätzt wird (Palestrini 2009, 169). Sie haben ihren Ursprung im limbischen System (Schmidt 2005, 33) und haben überlebenswichtige Funktionen: sie dienen dazu Gefahren zu vermeiden, sowie Kompetenzen zur Meisterung von gefährlichen Situationen zu erwerben (Montada 1995, 8).

Furcht ist eine gerichtete Angst (Abrantes 1997, 56). Sie beginnt dann, wenn der Hund die Präsenz des Reizes wahrnimmt (Palestrini 2009, 169). Im Gegensatz dazu ist **Angst** unbestimmt (Abrantes 1997, 56), sie ist nicht von der Gegenwart eines bestimmten Auslösers abhängig. Sie bezieht sich auf etwas, das passieren könnte und nicht auf das, was zu diesem Zeitpunkt tatsächlich passiert (Wilde 2014, 24). Unter **Panik** werden plötzlich auftretende, grundlose und übertrieben Angstreaktionen verstanden, die sowohl in der Anwesenheit eines Auslösers auftreten können, als auch unabhängig von diesem. In jedem Fall ist die Intensität einer Panikreaktion stärker, als die von Angst- oder Furcht (Bandelow 2001, 11). Eine **Phobie** ist im Unterschied dazu eine plötzliche, exzessive und tiefgründige Furcht, die in ihrer Intensität wesentlich stärker ist, als es der Situation angemessen wäre. Diese Stressreaktion kann bestehen bleiben, obwohl der Auslösereiz bereits verschwunden ist (Palestrini 2009, 169).

Im Ausdrucksverhalten kann Angst oder Furcht durch die Körpersprache und Mimik der Hunde erkannt werden. Typische Anzeichen sind nach hinten gelegte Ohren und lang gezogene Maulwinkel. Dabei bleibt die Stirn glatt, es sind keine Falten zu sehen. Der Blick des Hundes ist abgewandt bzw. ist auf kein konkretes Objekt gerichtet. Die Augen können dabei aufgerissen sein (Schöning 2011, 68). Ist die Angst, Furcht oder Phobie stärker ausgeprägt kommt ein zusammengekauerter Körper hinzu, bei dem die Rute tief getragen oder zwischen die Beine geklemmt wird. Außerdem kann es zur Flucht bzw. einem Fluchtversuch kommen, wobei der Hund sich hier schon in einem panischen Zustand befindet. Zusätzlich sind meist Stressanzeichen wie Schmatzen, Lippenlecken, Schlucken,

Piloerektion, Unruhe, Hecheln, Gähnen oder ausgeschachteter Penis zu sehen (Schöning 2011, 68).

3.2 Auslöser

Als Auslöser werden Reize bezeichnet, die Angst, Furcht oder Panik verursachen. Dabei wird zwischen inneren und äußeren Reizen unterschieden. Innere Auslöser sind physiologische Grundbedürfnisse wie Hunger, Durst, Müdigkeit, Schmerz etc. sein. Diese sind keine direkten Auslöser, können aber eine Reaktion auf andere, äußere Reize intensivieren. Wenn also beispielsweise eine bestehende, negative Verknüpfung eines äußeren Reizes besteht und eine zusätzliche Schmerzthematik auftritt, kann die Angst- oder Furchtreaktion stärker ausfallen (Franck 2008, 19).

Äußere Reize sind optische (Menschen, Artgenossen, Autos etc.), akustische (diverse Geräusche), olfaktorische (diverse Gerüche) oder taktile Stimuli (verschiedene Untergründe oder Gegenstände). Sie wirken direkt als Auslöser, d.h. sie können eine Furcht- oder Panikreaktion beim Hund auslösen, weil sie entweder mit negativen Emotionen verknüpft oder gänzlich unbekannt sind (Franck 2008, 19).

3.3 Angst

Angst ist ein negativer, ungerichteter Gefühlszustand, welcher auftritt ohne dass ein konkreter Auslöser vorhanden ist (Schöning 2011, 67). Im Tier entsteht ein Gefühl der Besorgnis vor einer erwarteten, zukünftigen Bedrohung. Die Angst bezieht sich auf etwas, das passieren könnte und nicht auf das, was zu diesem Zeitpunkt tatsächlich passiert (Wilde 2014, 24). Dabei kommt es zu einer somatischen und verhaltenstechnischen Reaktion auf einen negativen Ausgang einer Situation, der möglicherweise eintreten wird (Palestrini 2009, 169).

Da es zu keiner direkten Konfrontation mit dem auslösenden Reiz kommt, besteht hier keine Möglichkeit um die konkrete Bedrohung zu eliminieren. Deshalb kann Angst einen stärkeren Stresszustand hervorrufen als Furcht (Schöning 2011, 67).

3.4 Furcht

Furcht wird auch als „Realangst“ bezeichnet und ist ein Gefühl konkreter Bedrohung (Schöning 2011, 67), das bei Wahrnehmung der Präsenz eines auslösenden Reizes beginnt (Palestrini 2009, 169). Da ein konkreter auslösender Stimulus vorhanden ist, hat der Hund Handlungsmöglichkeiten um die Bedrohung zu eliminieren (Schöning 2011, 67). Meistens

wird hier als Problemlösungsstrategie die Vermeidung der Situation angewandt. Diese Strategie ist teilweise erlernt, kann aber auch instinktiv vorhanden sein (Wilde 2014, 24). Furcht hilft einem Tier dabei, Situationen und Aktivitäten zu vermeiden, die gefährlich sein könnten um die Chance zu überleben zu erhöhen (Palestrini 2009, 169).

3.5 Phobie

Unter einer „Phobie“ wird eine plötzliche, exzessive und tiefgründige Furcht verstanden, die in ihrer Intensität stärker ist, als es in der Situation angemessen wäre (Palestrini 2009, 169). Die Reaktion steht in keinem Verhältnis zur tatsächlichen Bedrohung (Wilde 2014, 25). Die klinischen Symptome einer Phobie bleiben bestehen, auch wenn der auslösende Stimulus verschwunden ist. Sie kann also auch in der Abwesenheit vom auslösenden Reiz weiter andauern (Palestrini 2009, 169).

Während sich Furcht bzw. Ängste tendenziell eher schrittweise entwickeln, treten Phobien plötzlich ein und sind von Beginn an sehr intensiv. Das Tier muss dabei nur ein einziges Mal mit der auslösenden Situation konfrontiert sein (Wilde 2014, 25). Es scheint, dass eine einmalige, phobie-auslösende Situation ausreicht, um jedes Ereignis, das damit assoziiert wird bzw. die Erinnerung daran triggert, um eine Reaktion auszulösen. Die Situationen werden so weit vermieden wie möglich und sind immer mit einem hohen Maß an Angst oder Stress verbunden (Palestrini 2009, 169).

Im Gegensatz zu Angst oder Furcht wird eine Phobie aber nicht dadurch verstärkt, dass der Hund der Ursache der Phobie wiederholt ausgesetzt wird. Dies bildet eine weitere Unterscheidung zu herkömmlichen Angstproblemen (Wilde 2014, 25).

3.6 Panik

Mit Panik werden plötzlich auftretende, grundlose und übertrieben Angst- oder Furchtreaktionen beschrieben, die oft „aus heiterem Himmel“, aber auch in bestimmten, gefürchteten Situationen auftreten (Bandelow 2001, 11). Es entsteht eine extrem starke Stressreaktion des Organismus, die von einer tatsächlichen oder vermuteten existenziellen Bedrohung ausgelöst wird. Die biologische Selbsterhaltung steht im Vordergrund, weshalb alle logischen Denkprozesse in den Hintergrund gerückt werden (Gasch 2007, 436)

Die Symptome eines Panikanfalls sind gesteigerte Angstsymptome (Lauinger 2012, 6). Der Hund zeigt sich also mit zusammengekauertem Körper und einer Rute, die zwischen die Beine geklemmt wird. Weit aufgerissene Augen und starkes Hecheln sind ein weiteres

Symptom. Bei einem Panikanfall kommt es immer zur Flucht bzw. zu einem Fluchtversuch des Hundes (Schöning 2011, 68).

4 Biologische Komponenten der Angst

Alle emotionalen Reaktionen sind sehr eng mit biologischem Stress verknüpft (Lindsay 2013, 115). Zum besseren Verständnis dieser Vorgänge wird in den nächsten Kapiteln eine kurze Einführung zum Thema Stress gegeben.

4.1 Definition Stress

Der Begriff „Stress“ ist mittlerweile ein fixer Bestandteil des menschlichen Sprachgebrauchs. Meistens wird dabei etwas Unangenehmes damit bezeichnet (Böhm 2009, 9) Dabei ist Stress nichts Negatives, sondern eine physiologische und psychologische Reaktion des Körpers, die es ihm ermöglicht sich auf verschiedenste Anforderungen einzustellen. Damit ist Stress lebensnotwendig für alle Organismen (Lindsay 2013, 115). Tatsächlich werden laufend neue Anforderungen an den Körper gestellt. Deshalb ist Stress etwas, das ständig passiert. Dabei ist jedoch die Unterscheidung in Eustress und Distress relevant (O’Heare 2009, 30 – 31).

Als **Eustress** werden bewältigbare Stresssituationen bezeichnet (O’Heare 2009, 30), die positiv anregend wirken, weil das Finden einer Bewältigungsstrategie für die Anforderung ein Erfolgserlebnis vermittelt, dass stimulierend und leistungsmotivierend wirkt (Kulbe 2009, 168).

Mit **Distress** wird schädlicher Stress benannt, der die Bewältigungsstrategien des Körpers überfordern kann. (O’Heare 2009, 30). Es handelt sich um negativen Stress, der schädlich für den Hund ist, weil das Wohlbefinden und die physiologischen Prozesse negativ beeinflusst werden (Breazile 1987, 1213).

4.2 Ablauf der Stressreaktion

Wie bereits in der Definition erläutert ist Stress ein notwendiger Faktor damit sich ein Organismus an verschiedenste Belastungen anpassen kann. Für die Verarbeitung von Stressreaktionen ist dabei vor allem der Hirnstamm, das limbische System, die Großhirnrinde und das vegetative Nervensystem relevant (Del Amo 2011, 196).

4.2.1 Beteiligte Hirnareale

Der Hirnstamm schließt an das Rückenmark an und ist der Bereich, in dem alle aus dem Körper kommenden Informationen zusammenkommen und weitergeleitet werden. Hier wird außerdem das Noradrenalin produziert, das als Neurotransmitter bei der Auslösung der Stressreaktion eine wichtige Bedeutung hat (Kaluza 2012, 23).

Das limbische System ist ein Teil des Großhirns und dient der Verhaltenssteuerung, hat eine zentrale Rolle bei Emotions- und Motivationssteuerung, Lernen, Gedächtnisbildung und direkte Auswirkungen auf das Stressgeschehen (Del Amo 2011, 194 – 197). Hier befindet sich der Thalamus, der die erste Schaltstelle für die Verarbeitung von Sinnesinformationen ist und eine erste, rudimentäre Bewertung der Informationen vornimmt (Kaluza 2012, 23). Außerdem liegt hier die Amygdala, die eine zentrale Bedeutung für die Auslösung von Emotionen, insbesondere der Angst hat. Deshalb hat sie für die Steuerung der Stressreaktion eine wichtige Rolle inne (Kaluza 2012, 23).

Die Großhirnrinde ist ebenfalls ein Teil des Großhirns und übernimmt die bewusste Wahrnehmung, sowie alle kognitiven Prozesse. Die aus der Außenwelt eintreffenden Informationen werden hier zu einem „inneren Bild“ der Welt zusammengesetzt. Es findet eine ständige Bewertung statt, indem ein Abgleich mit gespeicherten Erinnerungen von ähnlichen Situationen durchgeführt wird (Kaluza 2012, 23).

Das vegetative Nervensystem steuert nicht die nicht willentlich beeinflussbaren Vorgänge wie unter Anderem die Magen-Darm-Tätigkeit, Drüsenfunktionen und die Stressvorgänge im Körper (Del Amo 2011, 196). Dabei ist vor Allem der Sympathikus zu erwähnen, der eine Ansammlung von Nervenknotten und Fasern ist, die mit Nervenknotten im Rückenmark verbunden sind und direkte Auswirkung auf die Stressreaktion hat (Del Amo 2011, 197).

4.2.2 Sympathikus-Nebennierenmark-Achse (einfache Stressreaktion)

Tritt nun eine neuartige Situation ein, wird die Information im Hirnstamm, dem limbischen System und der Großhirnrinde verarbeitet. Durch den Abgleich mit abgespeicherten Informationen wird „entschieden“ ob eine Stressreaktion aufgrund einer potentiellen Gefahr notwendig ist. Angstbesetzte Vorerfahrungen sind dabei von entscheidender Bedeutung für dessen Auslösung (Kaluza 2012, 23). Wenn im Großhirn die Einschätzung vorliegt, dass die Situation potentiell gefährlich ist, wird die Stressreaktion ausgelöst. Die führende Rolle übernimmt dabei die Amygdala, die starke Angstgefühle und eventuell auch Wut und Zorn hervorruft. So werden die körperlichen Stressreaktionen in Gang gesetzt (Kaluza 2012, 24).

Die Synapsen der Amygdala schütten durch diese Aktivierung große Mengen vom erregenden Neurotransmitter Glutamat aus. Damit wird der Hirnstamm aktiviert, der den Neurotransmitter Noradrenalin freisetzt. So wird der Sympathikus angeregt, dessen Nervenenden ebenfalls Noradrenalin ausschütten (O’Heare 2009, 32). Dadurch wird das Nebennierenmark dazu angeregt die Botenstoffe Adrenalin und Noradrenalin auszuschütten. So wird der Kreislauf durch Erhöhung des Pulsschlags und des Blutdrucks aktiviert und die Muskelspannung steigt an. Außerdem werden Glukose- und Fettreserven mobilisiert, da Muskeln viel Energie benötigen wenn es zu einer Flucht- oder Angriffsreaktion kommt (O’Heare 2009, 32). Zur gleichen Zeit werden die, durch den Parasympathikus beeinflussten Organe wie Magen-Darm-Trakt oder Sexualtrieb vorübergehend ausgeschaltet, da diese bei akuter Gefahr nicht nötig sind (Benkert 2009, 46).

Wenn es gelingt die Gefahr zu bewältigen, dann stoppt der Hirnstamm die Aussendung von Alarmsignalen. Dadurch wird die sympathische Aktivierung langsam gestoppt und der Körper kann zur Ruhe kommen und das Adrenalin im Blut abbauen (Kaluza 2012, 26).

4.2.3 Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenrinden-Achse

Kann die Situation nicht bewältigt werden, so wird die Aktivierung von Amygdala und Hirnstamm aufrechterhalten. Dadurch wird weiteres Noradrenalin produziert, das wiederum die sympathische Aktivierung aufrecht erhält. Das von der Amygdala produzierte Glutamat erreicht so auch höher gelegene Hirnregionen und erfasst damit auch die speziellen Nervenzellverbände im Hypothalamus (Kaluza 2012, 23). Dabei wird zunächst das Kortikotropin-Freisetzungshormon (CRH) ausgeschüttet. Dadurch wird die Ausschüttung des Adrenokortikotropen Hormons (ACTH) stimuliert. Durch den Blutkreislauf wird ACTH in die Nebenniere transportiert und wo als Reaktion hierauf Kortisol freigesetzt wird. Ab einer bestimmten Kortisol-Konzentration dämmt es seine Aktivierung selbst ein, da die Ausschüttung von CRH und ACTH unterdrückt wird. So halten sich Hemmungs- und Aktivierungssysteme in natürlichen Grenzen (Benkert 2009, 46).

Kommt es jedoch zu Dauerstress, dann stoppt die Kortisol- und Adrenalinproduktion nicht! Der dauerhaft erhöhte Kortisol-Spiegel im Blut kann zu vielfältigen Fehlfunktionen und schwerwiegenden körperlichen Erkrankungen führen (Benkert 2009, 46).

4.3 Zusammenhang Stress und Angst

Wie im vorhergehenden Kapitel erläutert, spielt bei der Auslösung der Stressreaktion immer die Amygdala eine Reaktion, die starke Angstgefühle hervorruft (Kaluza 2012, 24). Damit ist

Angst also eine spezifische, kognitiv vermittelte Emotion die im Rahmen einer Stressepisode auftritt (Stöber und Schwarzer 2000, 190). Die Sensitivität der Stressachsen und die Wahrnehmung der Angst ist dabei aber individuell sehr unterschiedlich ausgeprägt. Dabei spielen viele verschiedene Faktoren eine Rolle wie Einflüsse, die sehr früh im Leben stattgefunden haben, verschiedene Vorerfahrungen, genetische Faktoren etc. (Kaluza 2012, 31). Diese Gründe für die Entstehung von Angst oder Furcht beim Hund werden im nachfolgenden Kapitel erläutert.

5 Gründe für die Entstehung von Angst oder Furcht beim Hund

Angstverhalten oder Furcht lassen sich zumeist nicht auf einen einzelnen auslösenden Faktor reduzieren. Vielmehr handelt es sich oft um eine Kombination aus mehreren Faktoren. Welche dabei eine wichtige Rolle spielen, werden im Folgenden erläutert (Askew 1997, 209).

5.1 Frühe Einflüsse

Am Beginn des Lebens steht immer eine sensible Phase, weshalb frühe Erfahrungen die Stressempfindlichkeit vergrößern oder vermindern können. Diese Empfindlichkeit kann lebenslange Auswirkungen auf den Hund haben (Hallgren 2011, 83 – 88). Der Hund wird umso stresstoleranter, je besser er als Welpen versorgt und je häufiger er mit Menschen konfrontiert wird. Welpen sollen deshalb möglichst früh viele Reize kennenlernen. Eine kleine Anzahl an Hundebegegnungen ist dabei ausreichend, wenn diese sehr unterschiedlich gestaltet sind. Außerdem müssen sie alle für den Welpen positiv verlaufen. (Hallgren 2011, 83 – 88). Je weniger ein Welpen in den ersten Lebenswochen auf sein späteres Leben vorbereitet wird, desto schwieriger wird die Adaption an die Umwelt. Ein normales Hundeleben ist dann erschwert (Franck 2008, 11).

Welpen brauchen also generell viel Kontakt mit Umweltreizen um diese kennenzulernen (Schlegl-Kofler 2010, 84). Dabei sollten aber immer die individuellen Leistungsgrenzen beachtet werden, damit es zu keiner Überforderung kommt (Döring et al. 2008, 1606). Wenn eine Konfrontation zu schnell passiert, so dass das junge Tier unsicher wird kommt es zu einer Stressreaktion und es ist keine Anpassung an die neue Situation möglich. Dadurch wird der neue Reiz negativ verknüpft und auch die Kapazität sich auf unterschiedliche, neue Umwelterfahrungen einzustellen wird sich so verringern (Palestrini 2009, 175).

5.2 Genetische Faktoren

Auch genetische Faktoren können bei Angst- oder Furchtproblematiken eine Rolle spielen: Eine Tendenz zu ängstlichem Verhalten bei Welpen kann bereits ab der achten Woche festgestellt werden. Die entsprechend untersuchten Tiere wiesen keine Vorgeschichte auf, die auf einen frühen Erfahrungsmangel, eine gestresste Mutterhündin oder auf traumatische Erfahrungen hindeuten (Askew 1997, 209).

Genetisch vorbestimmte Synapsen-Baupläne im Hirn geben dem Individuum Werkzeuge zum Überleben mit auf den Weg. Dabei ist jede Spezies (bei den Hunden jede Rasse) genetisch prädispositioniert, um unterschiedliche Reaktionen auf Stimuli zu zeigen. Beispielhaft kann hier der traditionelle Gundog genannt werden, der weniger prädispositioniert für Lärmsensibilität zu sein scheint. Damit reagieren diese Hunde ruhig auf Reize, die in der Evolutionsgeschichte eher Angst auslösen (Palestini 2009, 175).

5.3 Über- und Unterforderung

Eine Überreizung kann auftreten, wenn der Hund mehr Stressfaktoren ausgesetzt wird, als er von Natur aus verarbeiten kann. Dabei ist körperlicher Einsatz einer der wichtigsten Stressfaktoren, da das Stresssystem dafür Sorge trägt, dass die Körperkraft vorübergehend erhöht wird. Dies ist evolutionär bedingt notwendig, um bei Jagd- oder Kampfsituationen eine größtmögliche Leistungssteigerung zu erreichen. Der Hundekörper ist dafür geschaffen, solche Situationen entsprechend zu meistern. Allerdings ist er nicht darauf ausgelegt, so oft damit konfrontiert zu werden, wie dies im heutigen Alltag der Fall ist. Dementsprechend sind tägliche Jagd- oder Kampfspiele nicht sinnvoll. Auch Umweltreize wie Lärm, Straßenverkehr, Menschenansammlungen, etc. können zu einer Überreizung führen. Findet dies über einen längeren Zeitraum statt, vergrößert sich die Nebenniere und produziert dauerhaft mehr Stresshormone (Hallgren 2011, 92).

Vor allem bei Hunden, die aus Arbeitslinien stammen, neigen Besitzerin und Besitzer dazu ein vielfältiges Beschäftigungsprogramm abzuarbeiten. Dies ist in vielen Fällen kontraproduktiv, da es zu unerwünschten Verhaltensweisen kommen kann, wenn Hunde ständig beschäftigt werden. Denn fehlende Ruhepausen stellen einen immensen Stressfaktor dar, der wiederum zu Angstverhalten oder Furcht beim Hund führen kann. Ist dies der Fall, muss die Beschäftigung angepasst werden. Klare, einheitliche Rituale und die Einhaltung von festen „Arbeits-“ und „Ruhezeiten“ helfen dem Tier beim Entspannen und

sorgen dafür, dass ein chronischer Stresskreislauf nicht entstehen kann (Bolbecher und Zurr 2010, 60).

Neben einem Übermaß an Beschäftigung kann auch Unterforderung zu erhöhter Stressaktivität und damit zu Angstverhalten oder Furcht führen (Hallgren 2011, 93). Dem Großteil der heutigen Familienhunde fehlen Aufgaben und Funktionen, die zuvor über viele Generationen herausgezüchtet wurden. Oftmals bleibt nur die Rolle des emotional wichtigen Partners des Menschen übrig. Dabei leiden vor allem Rassen, die für ausdauernde und spezifische Arbeit gezüchtet wurden unter dieser Thematik (Schroll 2008, 5). Dabei sind vor allem mentale Herausforderungen wichtig, denn geistige Aufgaben regen das Gehirnwachstum an. Wie Menschen, so benötigen auch Hunde Erfahrungen auf drei Ebenen: verschiedene Sinneseindrücke, kognitive Erfahrungen, körperliche Bewegung und soziale Kontakte. Bei zu wenig Herausforderungen kommt es zu einer Reduktion der neuronalen Verknüpfungen. Es kommt zu Unterbeschäftigung und dadurch zu Stress (Hallgren 2011, 93).

5.4 Krankheit

Viele Verhaltensprobleme wie auch Angstverhalten oder Furcht beim Hund gehen mit Krankheiten einher. Oft werden Hunde introvertiert, reduzieren ihren Energieverbrauch durch vermehrtes Schlafen und ziehen sich von sozialen Kontakten zurück. Diese Verhaltensmuster helfen dem Tier zumeist dabei zu heilen und verhindern die Ausbreitung von Krankheiten. Denn durch das entsprechende Verhalten erreicht das Tier, dass der Körper nicht noch zusätzlich belastet wird. Dadurch beeinflussen medizinische Probleme das Verhalten in verschiedener Hinsicht: Änderung der Motivation, Beeinträchtigung der Hirnfunktion, etc. (Fatjó und Bowen 2009, 1).

Sehr relevant sind im Zusammenhang mit Angst und Furcht auch Schmerzen, die ein sehr hoher Stressfaktor sind. Vor allem auch deshalb, weil diese oft nicht schnell genug erkannt und behandelt werden. (Hallgren 2011, 89). Schmerz beeinflusst die Motivation und führt oft zu Meideverhalten oder defensiven Verhaltensmustern, die sich schnell in Angstverhalten oder Furcht weiterentwickeln können, wenn die Ursache nicht behandelt wird. Beim Hund kommt es trotz starker Schmerzen oft nur zu subtilen, angepassten Veränderungen im normalen Verhalten. Diese kleinen Veränderungen sind für Hundehalterinnen und Hundehalter oftmals nicht leicht zu erkennen, weshalb eine Behandlung ausbleibt.

Dementsprechend sollten vor jedem Training von Angstverhalten oder Furcht beim Hund medizinische Ursachen ausgeschlossen werden (Fatjó und Bowen 2009, 1).

5.5 Pränataler Stress

Laborstudien, die am Schwein vorgenommen wurden, haben gezeigt, dass pränataler Stress strukturelle und funktionale Langzeiteffekte auf das Zentrale Nervensystem haben kann (Otten, Kanitz und Tuchscherer 2000, 1). Dies kann auf die Zucht von Hunden übertragen werden, weshalb die Bedeutung einer gesunden und ausgeglichenen Mutterhündin nicht zu unterschätzen ist. Da die Föten über das Blut der Mutter versorgt werden, werden auch einige andere Stoffe auf dem gleichen Weg zu ihnen transportiert. So gelangen auch Hormone zu den ungeborenen Tieren. Hündinnen, die starkem Stress ausgesetzt sind, bringen dadurch eher Welpen hervor, die zu Stress neigen, als ausgeglichene Muttertiere. Tiere, die genetisch vorbelastet einen höheren Stresslevel haben, entwickeln dabei schneller Ängste oder Furcht, als gelassene Hunde (Halgren 2011, 82).

5.6 Traumatische Erfahrungen

Eine traumatische Erfahrung wird als plötzliche und vollständige Überladung des Nervensystems definiert. Nach einem entsprechenden Vorfall kommt es zumeist zu Verhaltensänderungen wie Neigung zu Angst, Nervosität und Anspannung. Tendenziell haben traumatische Erlebnisse für erwachsene Tiere eine weniger schlimme Wirkung, da sie in ihrem bisherigen Leben schon viele, verschiedenartige Erfahrungen sammeln konnten. Bei Welpen und Junghunden fehlen vielfältige, positive Erlebnisse jedoch meist, weshalb es zu einer lebenslangen Traumatisierung kommen kann (Hallgren 2011, 91).

Grundsätzlich kann bereits eine einzelne, traumatische Erfahrung Angstverhalten auslösen. Zum Beispiel kann sich eine Angst vor großen, schwarzen Hunden entwickeln, wenn es zuvor einen Beißvorfall mit einem Artgenossen dieses Phänotyps kam. Angst kann sich jedoch auch langsam entwickeln. Zum Beispiel wenn ein Hund für das Anbellen von Artgenossen immer bestraft wird, kann sich Angstverhalten oder Furcht entwickeln (Askew 1997, 2011).

Ein Schockerlebnis oder Trauma kann in drei Phasen unterteilt werden:

Ein **akutes Trauma** folgt der Situation sofort. Der Hund zeigt sich stark betroffen und desorientiert. Es können keine weiteren Informationen aufgenommen werden. Die **zweite Phase** folgt, wenn das akute Trauma nachlässt. Die sofortigen Auswirkungen sind dabei

noch nicht verschwunden, der Hund ist damit noch nicht wieder einsatzfähig. Er befindet sich in einem chronischen bzw. erweiterten Schockzustand. Der betroffene Hund ist so erschüttert, dass er auch in Situationen, die zuvor normal waren, zu ängstlichen oder aggressiven Ausbrüchen neigt. In der **dritten Phase** hat der Hund zur Normalität zurückgefunden, außer es passiert etwas, dass die Erinnerung an das Erlebnis wieder wach ruft. (Hallgren 2011, 91).

Erkennbar wird das Trauma durch verschiedene Symptome (Hallgren 2011, 91):

- Emotionale Unruhe, gepaart mit unkontrollierbaren Ausbrüchen von Angst, Reizbarkeit oder Aggression.
- Scheue
- Ruhelosigkeit
- Depression oder Apathie
- Schlafstörungen
- Verringertes Selbstbewusstsein
- Erhöhte Empfindsamkeit gegenüber Geräuschen

5.7 Verunsicherung & Kontrollverlust

Seligman (2010, 20 – 24) hat in einem Experiment mit Hunden festgestellt, zu welchen tiefgreifenden Veränderungen es kommen kann, wenn sich Hunde in die erlernte Hilflosigkeit begeben. Eine Gruppe der Hunde wurde dabei kurzen Schocks ausgesetzt, die sie durch Betätigung eines Hebels stoppen konnten. Die zweite Gruppe hatte keine Möglichkeit die Schocks zu stoppen, ihr Verhalten hatte somit keinerlei Einfluss. In der zweiten Phase wurden beide Gruppen in der „Shuttle-Box“ trainiert. Dies waren zwei identische Boxen, die durch einen Durchgang verbunden waren. Der Versuchshund wurde dabei in eine der Boxen gesetzt und einem Schock ausgesetzt. Der Hund konnte dem Schock nun aber einfach entgehen, indem er in die andere Box wechselte. Die erste Gruppe, die bereits in der ersten Phase die Schocks durch ihr Verhalten beeinflussen konnte, lernte dabei die Schocks durch rechtzeitigen Wechsel vollkommen zu vermeiden. Die zweite Gruppe von Hunden, die vorab gelernt hatten, dass ihr Verhalten keinen Einfluss hatte, lernten (wenn überhaupt) nur sehr langsam ein Vermeidungsverhalten. Meist blieben sie in einer Box liegen und ließen die Schocks über sich ergehen (Seligman, Peterman und Rockstroh 2010, 20 – 24).

Dieses Experiment zeigt, dass Unsicherheit bzw. Verunsicherung beim Hund durch Erlebnisse entsteht, bei denen der Hund die Kontrolle verloren hat bzw. bei denen kein gezeigtes Verhalten wirksam war. Diese Kontrollverluste sind schwerwiegende traumatische Erfahrungen für Tiere, können die Entstehung von Angst- oder Furchtverhalten verursachen und das Lernverhalten nachhaltig beeinflussen (Hallgren 2011, 97 – 103). Dabei kommen Hunde, die sich beim Besitzer wohl und sicher fühlen tendenziell besser mit Unklarheit und Unordnung klar, wenn diese jedoch nicht zu oft auftritt. Hunde, die bei autoritären Besitzern leben, sich nicht entfalten können und ständig Befehle befolgen müssen, sind zumeist stark verunsichert. Dabei ist es möglich, die volle Kontrolle über das Tier zu haben, ohne ihm das Gefühl zu nehmen einen freien Willen zu haben (Hallgren 2011, 97 – 103).

6 Trainingsmethoden in Hinblick auf ihre Tierschutzkonformität

Im nachfolgenden Kapitel werden Trainingsmethoden erläutert, die eingesetzt werden können um bei Angstverhalten bzw. Furcht des Hundes gegenzusteuern und somit die Lebensqualität von Tier und Halterin und Halter zu verbessern. Dazu wurden Trainingsansätze aus relevanter Literatur zusammengetragen. Diese Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, es wurden lediglich die gängigsten Methoden zusammengefasst. Um die Trainingsmethoden in Hinblick auf ihre Tierschutzkonformität zu untersuchen, wird zuerst das Österreichische Tierschutzgesetz kurz angeschnitten.

6.1 Tierschutzgesetz

Das bundesweite österreichische Tierschutzgesetz existiert seit 2005. Untenstehend werden die relevanten Paragraphen für das bearbeitete Thema angeführt (Tierschutzgesetz 2005 – TSchG):

§ 5. (1) Es ist verboten, einem Tier ungerechtfertigt Schmerzen, Leiden oder Schäden zuzufügen oder es in schwere Angst zu versetzen.

(2) Gegen Abs. 1 verstößt insbesondere, wer

- 3. a) Stachelhalsbänder, Korallenhalsbänder oder elektrisierende oder chemische Dressurgeräte verwendet oder
- 3. b) technische Geräte, Hilfsmittel oder Vorrichtungen verwendet, die darauf abzielen, das Verhalten eines Tieres durch Härte oder durch Strafreize zu beeinflussen;

- 9. einem Tier Leistungen abverlangt, sofern damit offensichtlich Schmerzen, Leiden, Schäden oder schwere Angst für das Tier verbunden sind;
- 10. ein Tier Temperaturen, Witterungseinflüssen, Sauerstoffmangel oder einer Bewegungseinschränkung aussetzt und ihm dadurch Schmerzen, Leiden, Schäden oder schwere Angst zufügt;
- 13. die Unterbringung, Ernährung und Betreuung eines von ihm gehaltenen Tieres in einer Weise vernachlässigt, dass für das Tier Schmerzen, Leiden oder Schäden verbunden sind oder es in schwere Angst versetzt wird;

Zusätzlich werden die relevanten Abschnitte der zweiten Tierhalterverordnung (2. Tierhalterverordnung) angeführt, die ebenfalls von Relevanz für diese Arbeit sind:

1.1. Allgemeine Anforderungen an das Halten von Hunden

- Hunden muss mindestens einmal täglich, ihrem Bewegungsbedürfnis entsprechend, ausreichend Gelegenheit zum Auslauf gegeben werden.
- (2) Hunden, die vorwiegend in geschlossenen Räumen, z. B. Wohnungen, gehalten werden, muss mehrmals täglich die Möglichkeit zu Kot- und Harnabsatz im Freien ermöglicht werden.
- (3) Hunden muss mindestens zwei Mal täglich Sozialkontakt mit Menschen gewährt werden.
- (4) Wer mehrere Hunde hält, hat sie grundsätzlich in der Gruppe zu halten. Von der Gruppenhaltung darf nur dann abgesehen werden, wenn es sich um unverträgliche Hunde handelt oder wenn dies aus veterinärmedizinischen Gründen erforderlich ist.

1.2. Anforderungen an das Halten von Hunden im Freien

- (1) Ein Hund darf nur dann im Freien gehalten werden, wenn sichergestellt ist, dass das Tier auf Grund seiner Rasse, seines Alters und seines Gesundheitszustandes dazu befähigt ist und ihm Gelegenheit gegeben wurde, sich an die Witterungsverhältnisse, die mit einer Haltung im Freien verbunden sind, anzupassen.

1.5. Fütterung und Pflege

- (1) Der Halter hat dafür zu sorgen, dass dem Hund in seinem gewohnten Aufenthaltsbereich jederzeit Wasser in ausreichender Menge und Qualität zur Verfügung steht.

- (2) Der Halter hat den Hund mit geeignetem Futter in ausreichender Menge und Qualität zu versorgen.
- (3) Der Halter hat
 - den Hund unter Berücksichtigung der Rasse regelmäßig zu pflegen und für seine Gesundheit Sorge zu tragen und
 - für ausreichende Frischluft und angemessene Lufttemperatur zu sorgen, wenn der Hund ohne Aufsicht in einem Fahrzeug verbleibt, und
 - den Aufenthaltsbereich des Hundes sauber und ungezieferfrei zu halten. Der Kot ist täglich zu entfernen.
- (6) Maulkörbe müssen der Größe und Kopfform des Hundes angepasst und luftdurchlässig sein; sie müssen dem Hund das Hecheln und die Wasseraufnahme ermöglichen.

6.2 Trainingsmethoden

Um ein passendes Trainingskonzept zu erstellen und umzusetzen, ist eine gründliche Aufnahme der Vorgeschichte des Tieres notwendig. So können im besten Fall die Ursachen analysiert und effektiv bearbeitet werden (Bolbecher und Zurr 2010, S. 54). Oft ist diese Analyse jedoch nicht möglich, da im praktischen Verhaltenstraining von Hunden die Unterscheidung zwischen Angst und Furcht bzw. zwischen Phobie und Panik oft nicht umgesetzt werden kann, da für den Menschen nicht immer nachvollziehbar ist, ob der Hund mit einer für ihn konkreten Bedrohung konfrontiert war, oder ob es sich um ein subjektives Empfinden gehandelt hat (Schöning 2011, 67). Dementsprechend müssen so oft verschiedene Trainingsansätze über längere Zeiträume ausprobiert werden, um zu sehen, welches den größten Erfolg bringt (Del Amo 2011, 84).

Bei der Erstellung des Trainingskonzepts für Angstthematik oder Furcht des Hundes ist es notwendig auf die Möglichkeiten der Halterin und des Halters einzugehen. Wird dies nicht berücksichtigt, kann das Training keinen Erfolg bringen. Die wichtigsten Faktoren sind dabei Zeit und Engagement der Besitzerin und des Besitzers. Es dürfen keine überstrengen oder unnatürlichen Regeln eingeführt werden, die die Hund-Halter-Beziehung schwächen. Protokollierung des Trainings ist hilfreich, muss jedoch für Hundehalterin und Hundehalter machbar sein (Palestrini 2009, 176).

6.2.1 Tierschutzkonforme Trainingsmethoden

6.2.1.1 Alternativverhalten einfordern

Als Alternativverhalten wird ein Verhalten bezeichnet, das mit dem Problemverhalten nicht vereinbart werden kann. Die gewünschte Alternative wird von der Hundehalterin und dem Hundehalter festgelegt und zuerst in entspannter Atmosphäre trainiert. Wenn der Hund das gewünschte Verhalten auf ein Signal zuverlässig ausführt, kann mit dem eigentlichen Training begonnen werden (Bolbecher und Zurr 2010, 60). Dazu müssen die Besitzerin und der Besitzer den Stimulus früh genug entdecken, so dass der Hund noch keine Angstreaktion zeigt. Nun kann vom Hund das gewünschte Alternativverhalten verlangt werden. Der Gehorsam wird dabei hochwertig bestätigt. Diese Strategie kann nur in Situationen angewandt werden, in denen die Angst nicht gravierend ist. Ist der Hund nicht in der Lage das gewünschte Alternativverhalten auszuführen, ist die Entfernung zum auslösenden Stimulus nicht groß genug bzw. das Alternativverhalten noch nicht oft genug geübt worden (Askew 1997, 216).

Das Alternativverhalten kann auch als Element eingesetzt werden, um problematisches Verhalten zu unterbrechen, so dass es nicht weiter gelernt wird. Dabei ist es wichtig, die Unterbrechung auf der frühest möglichen Stufe einzubauen, die Aufmerksamkeit des Tieres umzulenken und das passende Verhalten zu belohnen. Jede Unterbrechungen muss ruhig umgesetzt werden, denn eine emotionale Reaktion wie Schreien, Schimpfen oder Greifen nach dem Hund verschlechtert die Situation und hilft nicht dabei das richtige Verhalten zu lernen (Palestrini 2009, 177).

Diese Trainingsmethode steht in keinem Widerspruch zum Österreichischen Tierschutzgesetz da dem Hund weder Schmerzen, Leiden oder Schäden zugefügt werden, und er auch nicht schwere Angst versetzt wird (Tierschutzgesetz 2005 – TSchG).

6.2.1.2 Änderung der Haltungsbedingungen

Manche Tiere, die bezüglich Verhaltensproblemen bei Hundetrainerinnen und Hundetrainern vorgestellt werden, haben diese Problemstellungen entwickelt, weil sie nicht artgerecht gehalten werden. Je nach Rasse und Charakter des Hundes muss dementsprechend ein Aktivitätenplan erstellt werden. Wichtig in diesem Zusammenhang sind feste Zeiten und der Aufbau einer Routine. Ebenso muss es festgelegte Ruhezeiten geben (Bolbecher und Zurr 2010, 60).

Die Änderung der Haltungsbedingungen ist vor allem dann relevant, wenn diese zuvor gegen die Grundsätze der zweiten Tierhalterverordnung verstoßen haben (2. Tierhalterverordnung) und so zu Verhaltensauffälligkeiten (Angstverhalten) des Hundes geführt haben.

6.2.1.3 Beeinflussbarkeit & Kontrollierbarkeit der Situation

Um eine Angstthematik erfolgreich zu trainieren hilft es, wenn man dem Hund das Gefühl der Vorhersehbarkeit und der Kontrolle ermöglicht. Wenn ein Tier einer unangenehmen Situation ausgesetzt wird, reagiert es mit starkem Stress. Kann der Hund die Situation aber beeinflussen, dann ist die Stressreaktion bei Weitem nicht so stark (Hallgren 2011, 110 – 112). Ein gutes Beispiel ist das selbstständige Abwenden oder ruhige Weggehen vom Auslöser, das von Halterin und Halter immer unterstützt werden sollte. Der Hund hat so maximale Kontrolle über die eigene Sicherheit, wodurch die Situation immer vorhersehbarer wird (Stewart 2014, 1). Dabei spielt das soziale Umfeld eine große Rolle, denn in neuer Umgebung ist es normal, dass Stress ausgelöst wird. Wenn aber bekannte Elemente hinzukommen, wie die Halterin und der Halter, dann gibt dies dem Hund Sicherheit (Hallgren 2011, 110 – 112).

Diese Trainingsmethode steht in keinem Widerspruch zum Österreichischen Tierschutzgesetz (Tierschutzgesetz 2005 – TSchG), da der Hund weder in schwere Angst versetzt wird und ihm auch keine Schmerzen, Schäden oder Leiden zugefügt werden.

6.2.1.4 Clickertraining

Clickertraining empfiehlt sich beim Umgang mit ängstlichen Hunden. Diese sind oft so stark von ihrer Angst belastet, dass im Alltag wenig bis keine Erfolgserlebnisse vorhanden sind. Das verschlechtert das Wohlbefinden des Hundes und trägt zum Teufelskreis der Angst bei. Beim Klicken weiß der Hund sofort, wenn er etwas richtig gemacht hat, es können somit viele Erfolgserlebnisse in den Alltag eingebaut und zusätzlich das richtige Alternativverhalten trainiert werden (Franck 2008, 28).

Die zusätzliche, positive Nebenwirkung ist, dass bei richtigem Aufbau des Clickers bei jedem Click der Neurotransmitter Dopamin im Gehirn freigesetzt wird. Wie auch beim Menschen ist dies der zentrale Faktor für alle Glücksgefühle. Zudem ist Dopamin wichtig für Antrieb, Wohlbefinden, Gelassenheit, Konzentration etc. Dieses Wohlbefinden, das nach dem Click kommt, ist essentiell für den Lernprozess, denn so wird die Belohnung gleichzeitig zum Sicherheitssignal. Somit lernt der Hund, dass es ihm bei jedem Click gut geht – etwas, das

man dem ängstlichen oder furchtsamen Hund unbedingt vermitteln möchte (Franck 2008, 28 - 29).

Eine Abwandlung des Clickertrainings ist die Methode „Click für Blick“. Diese dient dazu, bedrohliche, optische Reize präzise gegenzukonditionieren, ohne dass der Hund in eine unangenehme Situation gebracht wird. Die Entfernung zum auslösenden Reiz sollte so gewählt sein, dass der Hund entspannt bzw. minimal angespannt ist, aber dabei noch nicht ängstlich reagiert. Für jeden einzelnen Blick in die Richtung des Auslösers gibt es einen Click und die Belohnung. Dies wird so lange trainiert, bis der Hund sich beim Erblicken des auslösenden Stimulus nicht mehr ängstlich zeigt, sondern eine positive Erwartungshaltung sichtbar wird, weil der Hund bereits auf seine Bestätigung wartet. Dies kann sich zum Beispiel in einem Ansehen des Besitzer äußern. Ab diesem Zeitpunkt wird nur noch das Abwenden vom Reiz geclickt, so dass der Hund lernt, den Reiz zu ignorieren. So kann die Einstellung des Hundes zum Auslösereiz zuverlässig geändert werden (Franck 2008, 30).

Clickertraining steht in keinem Widerspruch zum Österreichischen Tierschutzgesetz (Tierschutzgesetz 2005 – TSchG), da der Hund weder in schwere Angst versetzt wird und ihm auch keine Schmerzen, Schäden oder Leiden zugefügt werden.

6.2.1.5 Desensibilisierung

Die Desensibilisierung bezeichnet die Gewöhnung an einen angstausslösenden Stimulus. So kann ein Reiz, der ursprünglich Angstverhalten oder Furcht ausgelöst hat, zu einem neutralen Stimulus werden. Dabei sollte als Ziel ein Nichtbeachten des Reizes angesetzt werden (Bolbecher und Zurr 2010, 59).

Der Hund wird in kleinsten Schritten an einen negativ verknüpften Reiz herangeführt. Es wird so trainiert, dass die Angschwelle in keinem Fall überschritten wird, denn sonst kommt es zum gegenteiligen Effekt. Reagiert der Hund zu irgendeinem Zeitpunkt sehr ängstlich, sind während der Durchführung Fehler passiert. Im Idealfall zeigt das Tier keinerlei Reaktion, wobei eine leichte Unruhe tolerierbar ist. Der Hund lernt dabei, dass der entsprechende Reiz keine unangenehme Wirkung hat. (Del Amo 2007, 28). Zeigt das Tier ein Verhalten, dass nicht ängstlicher Natur ist, wird er sehr hochwertig dafür belohnt. (Askew 1997, 214).

Eine Desensibilisierung kann nur dann erfolgreich sein, wenn folgende Voraussetzungen gegeben sind bzw. eingehalten werden können: Der Angst bzw. Furcht auslösende Stimulus muss dem Tier in unterschiedlicher Intensität präsentiert werden können. (Anfangs sehr

gering, später gesteigert). Zusätzlich müssen Managementmaßnahmen getroffen werden, um den unbeabsichtigten Kontakt mit dem angstausslösenden Reiz auszuschließen. Nur so können Rückfälle effektiv verhindert werden (Askew 1997, 214).

Grundsätzlich steht die Trainingsmethode der Desensibilisierung in keinem Widerspruch zum Österreichischen Tierschutzgesetz (Tierschutzgesetz 2005 – TSchG), wenn diese richtig angewandt und der Hund dabei nicht in schwere Angst versetzt wird.

6.2.1.6 Gegenkonditionierung

Die Gegenkonditionierung ist vor allem dann anwendbar, wenn ein Reiz beim Hund zu einer negativen Emotion führt. Dies ist zum Beispiel bei Angst oder Aggression der Fall (Del Amo 2007, 28). Das Ziel der Gegenkonditionierung ist es, eine negative Emotion durch eine positive zu ersetzen. Dazu wird der angst- oder furchtauslösende Stimulus wiederholt mit einem positiven Reiz in Verbindung gebracht (zum Beispiel Futter). Mit Hilfe der Gegenkonditionierung erzeugt der Anblick des vormals negativ besetzten Reizes ein positives Gefühl beim Hund (Bolbecher und Zurr 2010, 60).

Bei der Umsetzung wird die angenehme Erfahrung dann gestartet, sobald der negative Reiz auftaucht. Dies wird während der gesamten Anwesenheit des auslösenden Stimulus aufrecht erhalten und hört gleichzeitig mit dessen Verschwinden wieder auf. Wenn diese Paarung ausreichend oft und zeitgerecht umgesetzt wird, löst der zuvor negative Reiz eine positive Erwartungshaltung beim Hund aus (Bolbecher und Zurr 2010, 60).

Die Voraussetzung für diese Trainingsmethode ist, dass der positive Reiz ausreichend attraktiv ist. Außerdem kann die Gegenkonditionierung nur dann von Erfolg gekrönt sein, wenn es gelingt den angst- oder furchtauslösenden Stimulus in unterschiedlicher Intensität zu präsentieren – anfangs mit großem Abstand zum Hund, später erfolgt eine schrittweise Annäherung. Zusätzlich muss mit Managementmaßnahmen gearbeitet werden, um den unabsichtlichen Kontakt ausschließen zu können (Askew 1997, 214).

Die Methode der Gegenkonditionierung steht in keinem Widerspruch zum Österreichischen Tierschutzgesetz (Tierschutzgesetz 2005 – TSchG), wenn diese richtig angewandt und der Hund dabei nicht in schwere Angst versetzt wird.

6.2.1.7 Managementmaßnahmen

Als Managementmaßnahmen werden alle Maßnahmen verstanden, die dabei helfen, ein bestimmtes Problem bzw. eine Gefahr zu verringern (Bolbecher und Zurr 2010, 59). Bei

vielen Problemen können durch präventive Handlungen bereits einige Erfolge erzielt werden. Jede angstauslösende Konfrontation trägt zur Aufrechterhaltung der negativen Emotion bei und kann diese verschlimmern. Die Problemsituationen sollen so lange gemieden werden, bis das Training erfolgreich ist. Dies kann Veränderungen der Spazerrouten, Vermeiden von Kontakt mit bestimmten Personen, Meiden öffentlicher Verkehrsmittel etc. bedeuten (Askew 1997, 212). In manchen Fällen kann es außerdem notwendig werden, das Wohnumfeld des Hundes so zu verändern, dass kein Kontakt mit dem angstauslösenden Stimulus möglich ist. Dabei helfen Zäune, Babygitter, Geschirre, Leinen und Maulkörbe (Palestrini 2009, 176).

Auch die „frühe Intervention“ zählt zu den Managementmaßnahmen. Dabei wird die Besitzerin und der Besitzer angewiesen, die Aufmerksamkeit des Tieres auf sich zu lenken, wenn der angstauslösende Reiz sich nähert. Dies sollte so umgesetzt werden, dass der Hund den Stimulus gar nicht wahrnimmt. So werden Verschlechterungen des Problems effektiv verhindert (Askew 1997, 89).

Managementmaßnahmen stehen in keinem Widerspruch zum Österreichischen Tierschutzgesetz, wenn dabei die 2. Tierhalteverordnung berücksichtigt wird, die die Anforderungen an die Haltung von Hunden und die Größe von Maulkörben vorgibt.

6.2.1.8 Schulung und Aufklärung des Halters

Ein wichtiges Ziel beim Training ist es, durch verschiedene Maßnahmen die Beziehung zwischen Halterin und Halter und dem Hund zu verbessern. Der erste und wichtigste Schritt ist dabei, dass alle Strafmaßnahmen eingestellt werden müssen. Alle Aktivitäten, bei denen Hund und Besitzer gemeinsam Spaß haben, sollen häufiger ausgeführt werden, da sie die Mensch-Hund-Beziehung fördern. Dazu gehört Spielen ebenso wie gemeinsame Schmusestunden (Bolbecher und Zurr 2010, 60).

Hilfreich ist es zu wissen, wie das Problemverhalten entstanden ist und welche Rolle die Besitzerin und der Besitzer dabei gespielt hat. Eventuelle Fehler von Halterin und Halter müssen identifiziert und zukünftig unterlassen werden. Dazu ist große Disziplin und Durchhaltevermögen der Besitzerin und des Besitzers notwendig (Bolbecher und Zurr 2010, 60). In weiterer Folge muss die Halterin und der Halter darin geschult werden das richtige Verhalten zu sehen und zu bestätigen, wenn der Hund dieses ausführt bzw. spontan zeigt. Es wichtig, dass das Tier versteht, was von ihm erwartet wird und dafür bestätigt wird. Vor allem ruhige und gelassene Verhaltensweisen, die zuvor im gleichen Kontext angsterfüllt waren, müssen hochwertige Belohnungen nach sich ziehen. Denn die Bestätigung des

richtigen Verhaltens ist produktiver als falsches Verhalten zu korrigieren (Palestrini 2009, 217).

Zusätzlich ist es essentiell, dass die Halterin und der Halter lernen die Körpersprache des Hundes korrekt zu lesen. Nur so kann gewährleistet werden, dass sich diese in kritischen Situationen richtig verhalten und das Entstehen von weiteren, unerwünschten Verhaltensweisen verhindert wird. Wenn die Besitzerin und der Besitzer die Bedürfnisse ihres Hundes kennen und den eigenen Einfluss darauf verstehen, dann besteht weniger Grund für Verunsicherung und Fehler können vermieden werden (Palestrini 2009, 176).

Die Schulung und Aufklärung steht in keinem Widerspruch zum Österreichischen Tierschutzgesetz (Tierschutzgesetz 2005 – TSchG).

6.2.1.9 Unterlassung von Verstärkung durch den Besitzer (Ignorieren des Hundes)

Oft wird dazu geraten, das problematische Verhalten zu ignorieren, um dieses nicht unbeabsichtigt zu fördern (Bolbecher und Zurr 2010, 61). Ignorieren soll hier dieses Risiko minimieren und zur Löschung beitragen. Dabei wird unter Ignorieren verstanden, dass dem Hund keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt wird. Selbst Augenkontakt soll vermieden werden (Palestrini 2009, 177). Jede Aufmerksamkeit kann unter Umständen als Belohnung angesehen werden und verstärkt damit zwar nicht die zugrundeliegende Angst, aber einige offensichtlich angstbedingte Verhaltensweisen, wie Zittern oder Schutzsuchen beim Besitzer. Außerdem vermittelt das besorgte Verhalten von Hundehalterin und vom Hundehalter dem Hund die falsche Nachricht. Nämlich, dass es sich tatsächlich um eine gefährliche Situation handelt (Askew 1997, 211).

Grundsätzlich widerspricht die Trainingsmethode nicht dem Österreichischen Tierschutzgesetz (Tierschutzgesetz 2005 – TSchG), da das Ignorieren des Tieres keinen Gesetzesverstoß darstellt. Da es sich hier um den Einsatz von negativer Strafe handelt (ein positiver Reiz wie Sozialkontakt wird verwehrt bzw. weggenommen), die vor Allem in Hinblick auf stressige Situationen zu einer nachhaltigen Verschlechterung der Mensch-Hund-Beziehung führen kann, wird davon abgeraten (Schmidt 2002, 23).

Diesem Trainingsansatz widerspricht auch Hüther (2004, 53), da das wichtigste Gegenmittel gegen Angst und Stress bei Säugetieren die soziale Unterstützung durch einen bekannten Artgenossen ist. Da die Emotion Angst per se nicht durch Zuwendung verstärkt werden

kann, spricht nichts dagegen dem ängstlichen oder furchtsamen Hund unterstützend zur Seite zu stehen und eventuell sogar zu trösten (Hüther 2004, 53).

6.2.2 Nicht-Tierschutzkonforme Trainingsmethoden

6.2.2.1 Bestrafung des unerwünschten Verhaltens

Bestrafung hat einen unterdrückenden Effekt, der das zukünftige Verhalten des Hundes definiert. Ein unangenehmer Reiz verringert dabei die Wahrscheinlichkeit, dass das unerwünschte Verhalten erneut gezeigt wird (Askew 1997, 88). Positive Strafe kann dabei direkt oder indirekt (Wasserpistole, Wurfkette, Schepperdose, etc.) auf den Hund einwirken. Letzteres wird oft empfohlen, damit die Strafe nicht mit der Hundehalterin und dem Hundehalter verknüpft wird. Gerade bei sensiblen Hunden, kann Angstverhalten oder Furcht durch indirekte Strafen weiter verstärkt werden (Del Amo 2007, 27). Als direkte Strafe werden häufig Schelte, scharfe Leinenrucks oder erschreckende Geräusche eingesetzt (Askew 1997, 88).

Es wird grundsätzlich davon abgeraten, diese Form des Trainings einzusetzen. Viele Hundetrainerinnen und Hundetrainer wollen so schnelle und nachhaltige Erfolge erreichen. Der Effekt ist jedoch in den seltensten Fällen von Dauer. Damit diese Maßnahmen Erfolg zeigen, müssen Tierhalterinnen und Tierhalter Regeln einhalten, die kaum umsetzbar sind: die Strafe muss so schnell erfolgen, dass sie tatsächlich mit dem „Fehlverhalten“ verknüpft werden kann (Bolbecher und Zurr 2010, 60). Zusätzlich muss die Strafe stark genug sein, um die Handlung zuverlässig zu unterbinden. Dazu muss sie aber nahezu traumatische Qualitäten haben, was aus ethischen und praktischen Gründen (Nebenwirkungen) abzulehnen ist (Askew 1997, 88). Die Strafe muss außerdem immer erfolgen, wenn das Verhalten gezeigt wird, also auch dann wenn die Hundetrainerin und der Hundetrainer nicht dabei sind. Ein weiterer Risikofaktor ist, dass die Strafe falsch verknüpft wird und mit der Hundehalterin und dem Hundehalter oder anderen Personen verbunden wird (Bolbecher und Zurr 2010, 60). So kann aggressives Verhalten oder zusätzliche Angst hervorgerufen werden. Dementsprechend ist es ratsam sich auch aus Gründen der Sicherheit der Besitzerin und des Besitzers davon zu distanzieren (Palestrini 2009, 177).

Strafe ist vor allem in Hinblick auf das Österreichische Tierschutzgesetz relevant, wenn diese § 5 (1) TSchG widerspricht, der besagt, dass es verboten ist, „einem Tier ungerechtfertigt Schmerzen, Leiden oder Schäden zuzufügen, oder es in schwere Angst zu versetzen“ (Tierschutzgesetz 2005 – TSchG). Da Strafmaßnahmen (positive Strafe) wie oben

beschrieben, stark genug sein müssen, um die Handlung zuverlässig zu unterbinden, sind diese immer mit Schmerzen, Leiden oder schwerer Angst verbunden und dadurch gesetzlich verboten.

6.2.2.2 Flooding

Flooding ist ein Trainingsansatz, der aus der menschlichen Therapie abgeleitet wurde. Dabei wird der Mensch dem angst- oder furchtauslösenden Reiz in voller Stärke und so lange ausgesetzt, wie es zur Angstreduktion erforderlich ist. Der behandelte Mensch entscheidet sich dabei immer aktiv für diese Form der Therapie, wird dabei permanent psychologisch betreut und hat jederzeit die Möglichkeit abzubrechen (Sreenivasan 1979, 60). Dieser Trainingsansatz wurde auf ängstliche und furchtsame Hunde übertragen, wobei das Tier dem Reiz ebenfalls in voller Stärke ausgesetzt wird. Die Methode muss so lange eingesetzt werden, bis das Tier deutlich weniger ängstlich ist. Unter Umständen sind dazu mehrere Stunden erforderlich. Wenn der Hund zu früh aus der Situation entfernt wird, verschlimmert sich die Angst. Gefährlich ist die Methode, wenn das Tier in Panik gerät oder aggressiv reagiert (Askew 1997, 214).

Flooding ist vor allem in Hinblick auf das Österreichische Tierschutzgesetz relevant, da diese Methode § 5 (1) widerspricht, der besagt, dass es verboten ist, „einem Tier ungerechtfertigt Schmerzen, Leiden oder Schäden zuzufügen, oder es in schwere Angst zu versetzen“ (Tierschutzgesetz 2005 – TSchG). Bei Flooding wird der Hund immer in schwere Angst versetzt, weshalb diese Methode in Österreich nicht angewandt werden darf.

6.2.2.3 Stärkung der Autorität des Besitzers

Teilweise wird dazu geraten Hunde nach dem NILIF Programm zu erziehen, das für „Nothing in Life is Free“ steht. Dabei soll die Halterin und der Halter zu einem souveränen Partner werden, der Sicherheit vermittelt und ausstrahlt. Die Halterin und der Halter sollen dabei über alles was der Hund tut oder haben möchte die Kontrolle ausüben. Dazu gehört Futter, Spielzeug, Zuwendungen, Spielen, Freilauf, Schnüffeln etc. Der Hund soll die Erlaubnis nur dann erhalten, wenn er zuvor erwünschtes Verhalten gezeigt hat. Damit soll der Hund die Erfahrung machen, dass der Halter über alles Lebensnotwendige verfügt. Das soll dem Hund Sicherheit vermitteln und sein Wohlbefinden steigern (Bolbecher und Zurr 2007, 60).

Das NILIF-Programm ist in Hinblick auf die 2. Tierhalterverordnung relevant, da hier die Anforderungen an die Haltung und Fütterung von Hunden nicht eingehalten werden, wenn das Tier sich nicht kooperationsbereit zeigt bzw. die Übung nicht verstanden hat. Da diese

ein Teil des österreichischen Tierschutzgesetzes ist, kann diese Trainingsmethode als nicht-tierschutzkonform eingeordnet werden.

6.2.2.4 Verhinderung von selbstbelohnendem Verhalten.

Grundsätzlich haben Säugetiere die Tendenz, das Verhalten, das dabei hilft die Ängste zu reduzieren als Standardstrategie einzusetzen (Franck 2008, 11). Dabei wurden bei unter Anderem bei Hunden 4 Strategien identifiziert, die sie in einer solchen Situation einsetzen können: Fight (Kampf), Flight (Flucht), Freeze (Erstarren) und Fiddle (Übersprungshandlungen wie Spielaufforderung) (Feddersen-Petersen 2008, 284 - 300).

Wenn Hunde nun in Angst oder Furcht geraten und die Strategie Flucht anwenden, so spüren sie ein Gefühl der Erleichterung, weil sie die kritische Situation überstanden haben (Franck 2008, 11). Erleichterung fühlt sich sehr gut an und ist damit eine körpereigene Belohnung für das auslösende Verhalten. Dadurch wird die angewandte Strategie verstärkt und es ist wahrscheinlich, dass auch beim nächsten Kontakt mit dem auslösenden Reiz die Flucht angetreten wird. Zusätzlich problematisch ist, dass nicht nur die Strategie verstärkt wird, sondern auch die Angst selbst. Denn in der Erinnerung bleibt der auslösende Stimulus gefährlich (Franck 2009, 19 - 21).

Die Verhinderung von selbstbelohnendem Verhalten ist kritisch zu betrachten in Hinblick auf das Österreichische Tierschutzgesetz, dass in § 5 (1) besagt, dass es verboten ist, „einem Tier ungerechtfertigt Schmerzen, Leiden oder Schäden zuzufügen, oder es in schwere Angst zu versetzen“ (Tierschutzgesetz 2005 – TSchG). Wird das Fluchtverhalten des Hundes verhindert, und somit das selbstbelohnende Verhalten unterbunden, so wird das Tier höchstwahrscheinlich in schwere Angst versetzt. Dies ist einerseits gesetzlich nicht zulässig, andererseits auch potentiell gefährlich, da sich der Hund auch für die Strategie Fight (Kampf) entscheiden kann, was zu Drohverhalten bzw. auch defensivem Angriff führen kann. Wird das Tier häufig an der Flucht gehindert, kann die Strategie Flight (Flucht) durch eine Angstaggression überlagert werden, die großes Gefahrenpotential birgt (Feddersen-Petersen 2008, 284 - 300). Dementsprechend müssten vorab entsprechende Management-Maßnahmen eingesetzt werden, um ein Fluchtverhalten nicht notwendig zu machen. Außerdem muss der Hund in weiterer Folge eine Strategie erlernen, die dabei hilft die Erregung und die Angst effektiv zu reduzieren, um langfristig eine Veränderung der Emotion herbeizuführen (Franck 2008, 11).

7 Ergebnisse

Im Rahmen dieser Arbeit sollte die Frage beantwortet werden, welche Trainingsmethoden möglich sind, um Angstverhalten beim Hund zu trainieren und welche dieser Methoden laut Österreichischem Tierschutzgesetz angewandt werden dürfen.

Um die Fragestellung zu beantworten wurden 13 verschiedene Trainingsmethoden erläutert und betrachtet, die jedoch zumeist nicht einzeln angewandt werden, sondern in Kombination zum Einsatz kommen.

Neun dieser Trainingsmethoden widersprechen dem Österreichischen Tierschutzgesetz nicht, wenn diese richtig angewandt werden. Vier der genannten Trainingsprogramme stehen im Widerspruch zum Österreichischen Tierschutzgesetz und dürfen deshalb in Österreich nicht zur Anwendung kommen. Diese sind:

- **Bestrafung des unerwünschten Verhaltens**, da dem Hund hier in jedem Fall Schmerzen oder Leiden zugefügt werden bzw. das Tier in schwere Angst versetzt werden muss, damit die Strafmaßnahmen effektiv und wirksam sind.
- **Flooding**, da der Hund hier in jedem Fall in schwere Angst versetzt wird.
- **Stärkung der Autorität des Besitzers**, wenn dabei Strafmaßnahmen eingesetzt werden, oder dem Hund Futter, Wasser, rassetypischer Auslauf, Sozialkontakt etc. verweigert werden.
- **Verhinderung von selbstbelohnendem Verhalten**, wenn dabei das Fluchtverhalten des Tieres so eingeschränkt wird, dass es mit dem Angstauslöser konfrontiert und dadurch in schwere Angst versetzt wird.

8 Diskussion und Empfehlung

Angstverhalten und Furcht beim Hund ist eines der schwerwiegendsten Probleme, da es eine deutliche Einschränkung der Lebensqualität für Hund und damit auch für Hundehalterin und Hundehalter bedeutet. Dementsprechend sollte jegliche Angstthematik nicht einfach hingenommen werden, sondern in jedem Fall trainiert werden (Hunthausen 2009, 65).

In der vorliegenden Arbeit wurde zuerst ein kurzer Einstieg in die Thematik „Angst und Furcht“ gegeben. Anschließend wurden 13 Trainingsmethoden in Hinblick auf Ihre Tierschutzkonformität untersucht. Diese Liste stellt keinen Anspruch an Vollständigkeit, sie fasst lediglich die am häufigsten genannten Trainingsmethoden in der vorhandenen Literatur

zusammen. Keines der Trainingskonzepte wird als alleinige Maßnahme zur Verbesserung eingesetzt, sondern es kommen immer mehrere gleichzeitig zur Anwendung.

Tierschutzkonforme Ausbildungsmethoden:

Beim **Training von Alternativverhalten** besteht kein Verstoß gegen das Tierschutzgesetz, wenn beim Aufbau und bei der Umsetzung von Strafmaßnahmen Abstand genommen wird. In ruhiger und stressfreier Umgebung antrainiert, kann es später gut eingesetzt werden, um Emotionen zu kanalisieren. Wichtig ist hierbei, dass der richtige Abstand zum auslösenden Reiz eingehalten wird, so dass es dem Hund möglich ist das Alternativverhalten umzusetzen (Askew 1997, 216). Das Training von Alternativverhalten kann sehr gut in Verbindung mit Clickertraining angewandt werden.

Um eine Angst- oder Furchtthematik erfolgreich zu bearbeiten, kann eine **Änderung der Haltungsbedingungen** notwendig werden (Bolbecher und Zurr 2010, 60). Dies ist vor allem dann essentiell, wenn die aktuelle Haltung einen Verstoß gegen die 2. Tierhalterverordnung darstellt bzw. den Hund über- oder unterfordert. Teilweise kann als letzte Möglichkeit über die Abgabe des Tieres nachgedacht werden, wenn sich die Haltungsbedingungen nicht entsprechend der Bedürfnisse des Hundes anpassen lassen.

Situationen aktiv beeinflussen zu können, hilft nicht nur uns Menschen dabei die Kontrolle zu behalten. Dabei ermöglicht man dem Hund ein Gefühl der Vorhersehbarkeit, indem man dem Tier einerseits ausreichend Vorbereitungszeit gibt und ihm andererseits Wahlmöglichkeiten gibt. Zum Beispiel kann der Hund selbst entscheiden, wie weit er sich einem Auslösereiz nähert oder wann er sich lieber entfernt. Gibt man dem Hund diese Möglichkeiten, ist die Stressreaktion gemildert und damit die Emotion schwächer (Hallgren 2011, 110 – 112). Diese Methode steht in keinem Widerspruch zum Österreichischen Tierschutzgesetz, und kann damit problemlos eingesetzt werden. Vorsicht ist nur geboten, dass der Hund nicht in zu stressige Situationen geführt wird, die potentielle Angstreaktionen auslösen können.

Clickertraining ist eine sehr effektive Trainingsmethode, da hier einerseits ein passendes Alternativverhalten trainiert und andererseits die Emotion gegenüber dem Auslösereiz geändert wird (Franck 2008, 28). Die Methode steht in keinem Widerspruch zum Österreichischen Tierschutzgesetz, wenn der notwendige Abstand zum auslösenden Stimulus eingehalten und der Hund somit nicht in schwere Angst versetzt wird. Um das

Training effizient umzusetzen ist es notwendig den Clicker in ruhiger Atmosphäre anzutrainieren. Danach kann die Methode auch in stressigen Situationen eingesetzt werden.

Die Methode der **Desensibilisierung** ist von der menschlichen Therapie abgeleitet. Richtig umgesetzt bringt sie auch beim Hund effektive Trainingserfolge. Der Hund darf hier niemals in Angst versetzt werden, da sonst Rückschritte drohen (Bolbecher und Zurr 2010, 59). Somit ist die Methode auch tierschutzkonform. Die Schwierigkeit besteht in der Umsetzung im Alltag. Um Erfolge zu generieren ist es notwendig, dass der Hund während der Zeit der Therapie nie mit dem Auslösereiz konfrontiert wird. Dies ist einfach umsetzbar, wenn es sich um bestimmte Personen oder Tiere handelt, aber unmöglich wenn es sich zum Beispiel um Gewitterangst oder generalisierte Ängste handelt.

Per **Gegenkonditionierung** können negativ verknüpfte Reize in positive Stimuli umgewandelt werden (Del Amo 2007, 28). Richtig angewandt können so schnelle Trainingserfolge erzielt werden und es gibt auch keinen Widerspruch zum Österreichischen Tierschutzgesetz. Die Gegenkonditionierung ist auch im Alltag einfach umsetzbar und kann gut mit der Desensibilisierung kombiniert werden.

Managementmaßnahmen sind unbedingt erforderlich, um Angstprobleme beim Hund effektiv zu trainieren, da sonst die Rückschritte überwiegen und Erfolge ausbleiben (Askew 1997, 212). Die Maßnahmen sind auch tierschutzrechtlich zwingend umzusetzen, da es verboten ist den Hund in schwere Angst zu versetzen. Managementmaßnahmen werden nur dann als alleinige Trainingsmethode verwendet, wenn es möglich ist den auslösenden Reiz erfolgreich zu vermeiden und so die Notwendigkeit des Trainings nicht unbedingt besteht. Sonst müssen diese mit passenden Trainingsprogrammen kombiniert werden

Die **Schulung und Aufklärung der Besitzerin und des Besitzers** ist ein essentieller Punkt im Training von Angstproblemen bei Hunden. Die Gründe, warum das Tier entsprechend reagiert, tragen zum besseren Verständnis des Verhaltens bei. Außerdem ist die Schulung in der Körpersprache des Hundes notwendig, damit Hundehalterinnen und Hundehalter die richtigen Maßnahmen und Handlungen in kritischen Situationen und im Training setzen können (Bolbecher und Zurr 2010, 60). Auch hier gibt es keinen Widerspruch zum Österreichischen Tierschutzgesetz, wünschenswert wäre jedoch eine verpflichtende Schulung aller Hundehalter um die allgemeine Situation der Hunde weiter zu verbessern und mit Missverständnissen aufzuräumen.

Zur **Unterlassung von Verstärkung durch den Besitzer** also dem Ignorieren des Hundes, wenn dieser ängstlich ist oder in Furcht gerät, wird in verschiedenster Literatur geraten. Grundsätzlich widerspricht die Trainingsmethode nicht dem Österreichischen Tierschutzgesetz (Tierschutzgesetz 2005 – TSchG), da das Ignorieren des Tieres keinen Gesetzesverstoß darstellt. Da es sich hier um den Einsatz von negativer Strafe handelt (ein positiver Reiz wie Sozialkontakt wird verwehrt bzw. weggenommen), die vor Allem in Hinblick auf stressige Situationen zu einer nachhaltigen Verschlechterung der Mensch-Hund-Beziehung führen kann, wird mittlerweile davon abgeraten (Schmidt 2002, 23). Außerdem ist bei Säugetieren das wichtigste Gegenmittel gegen Angst und Furcht die soziale Unterstützung. Deshalb spricht nichts dagegen dem ängstlichen oder furchtsamen Hund unterstützend zur Seite zu stehen und ihn zu trösten (Hüther 2004, 53).

Nicht-Tierschutzkonforme Ausbildungsmethoden

Die **Bestrafung des unerwünschten Verhaltens** stellt immer einen Verstoß gegen das Österreichische Tierschutzgesetz dar, da dem Hund entweder Schmerzen oder Leiden zugefügt werden, oder er in schwere Angst versetzt wird (positive Strafe). Ein Leinenruck stellt ebenso einen Schmerzreiz dar, wie ein Nierengurt oder Schläge. Empfohlen wird oft auch der Einsatz von Schreckreizen per Schütteldosen, Wasserspritze, Wurfketten etc. Diese versetzen dem Hund immer einen Schrecken, weshalb sie ebenso abzulehnen sind wie körperliche Gewalt. Der Einsatz dieser Trainingsmethode im Rahmen einer Bearbeitung einer Angst- oder Furchtthematik ist kontraproduktiv, da hier nur zusätzliche Ängste geschürt werden und die Beziehung zum Besitzer immer darunter leidet.

Flooding ist eine Methode, die ursprünglich aus der menschlichen Angsttherapie stammt (Askew 1997, 214). Da der Hund dabei immer in schwere Angst versetzt werden muss, ist diese Trainingsart per Österreichischem Tierschutzgesetz verboten. Im Unterschied zur Behandlung von Menschen kann sich das Tier nicht aktiv für diese Methode entscheiden und auch kein Abbruchsignal vermitteln. Dementsprechend ist Flooding abzulehnen.

Die **Stärkung der Autorität von Hundehalterin und Hundehalter** wird nach wie vor im Training empfohlen. Eine Angstthematik des Hundes hat jedoch nie mit einem Autoritätsproblem zu tun, weshalb dieses Konzept nicht zum Erfolg führen kann. Tierschutzrelevant wird es dann, wenn im Training Zwang oder Schmerzreize eingesetzt werden. Auch das NILIF-Konzept, das besagt, dass der Hund sich jede Bedürfnisbefriedigung erarbeiten muss ist abzulehnen, da hier teilweise gegen die 2.

Tierhalterverordnung widersprochen wird, wenn der Hund dabei nicht ausreichend Futter, Wasser, Auslauf etc. erhält. Im Rahmen dieser Trainingsprogramme wird die Mensch-Hund-Bindung meistens immens geschwächt und das Tier verliert das Vertrauen in Besitzerin und Besitzer.

Zuletzt steht die **Verhinderung von selbstbelohnenden Verhaltensstrategien**. Dies ist einer der schwierigsten Punkte im Training von Hunden mit Angstproblematiken. Denn jede Flucht vor dem Auslösereiz ist selbstbelohnend und verstärkt damit die Angst oder Furcht. Den Hund jedoch aktiv an der Flucht vor einem Auslöser zu hindern ist einerseits tierschutzrelevant, andererseits ebenso kontraproduktiv, da die Angst so ebenfalls verstärkt wird. Die einzige Möglichkeit, die gegeben ist um diesen Teufelskreis zu durchbrechen, ist, den Hund nicht in entsprechende Situationen zu führen. Je nachdem mit welchen Ängsten das Tier zu kämpfen hat, ist dies im Alltag aber nicht immer umsetzbar (Franck 2009, 19 - 21).

Ein Punkt der in dieser Arbeit aufgrund des begrenzten Rahmens nicht bearbeitet werden konnte, ist der Einsatz von angstlösenden Medikamenten und der Abklärung von Erkrankungen. Der Einsatz von Medikamenten kann bei einigen Hunden durchaus zu Erfolgen führen und haben somit ihre Berechtigung. Bevor dieser Weg eingeschlagen wird, sollte immer ein gründlicher, gesundheitlicher Check des Hundes durchgeführt werden.

Jeder Hund ist ein Individuum, weshalb es kein Patentrezept gibt um Angst- oder Furchtproblematiken effektiv zu trainieren. Anzuraten ist deshalb immer eine genaue Betrachtung der Vorgeschichte und anschließend eine Kombination aus mehreren Trainingskonzepten. Diese müssen unter Umständen auch entsprechend angepasst werden, wenn Erfolge ausbleiben.

9 Zusammenfassung

Ziel dieser Arbeit war es verschiedene Trainingskonzepte für Angstproblematiken beim Hund zusammenzutragen und zu erklären, und diese in weiterer Folge in Hinblick auf ihre Tierschutzkonformität zu überprüfen.

Dazu wurden dreizehn Trainingsmethoden erklärt, betrachtet und hinsichtlich des Österreichischen Tierschutzgesetzes evaluiert. Vier Trainingskonzepte wurden dabei als gesetzeswidrig identifiziert. Diese sind:

- **Bestrafung des unerwünschten Verhaltens** da dem Hund Schmerzen oder Leiden zugefügt werden bzw. das Tier in schwere Angst versetzt wird.
- **Flooding** da der Hund in schwere Angst versetzt wird.
- **Stärkung der Autorität des Besitzers**, wenn dabei Strafmaßnahmen eingesetzt werden, oder dem Hund Futter, Wasser, rassetypischer Auslauf, Sozialkontakt etc. verweigert werden.
- **Verhinderung von selbstbelohnendem Verhalten**, wenn dabei das Fluchtverhalten des Hundes so eingeschränkt wird, dass er mit dem Angstauslöser konfrontiert und dadurch in schwere Angst versetzt wird.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass grundsätzlich keine der genannten Trainingsmethoden allein angewandt werden kann. Es muss immer eine Kombination von verschiedenen Konzepten angestrebt werden, um das Training effektiv zu gestalten.

10 Literaturverzeichnis

- Abrantes R. 1997. Dog Language. An Encyclopedia of Canine Behaviour. Wenatchee: Dogwise Publishing.
- Askew H. R. 1997. Behandlung von Verhaltensproblemen bei Hund und Katze. Berlin, Wien: Blackwell Wissenschafts-Verlag.
- Bandelow B. 2001. Panik und Agoraphobie. Diagnose, Ursachen, Behandlung. Wien: Springer-Verlag.
- Benkert O. 2009. Stress und Depression. In: Psychologie Heute 11(2011): 45 – 49.
- Böhm I. 2009. Vergleich der Stressauswirkungen anhand von Speichelcortisolwerten und der Lerneffekte von drei Ausbildungsmethoden bei Polizeidiensthunden [Inaugural-Dissertation]. Hannover: Tierärztliche Hochschule.
- Bolbecher G., Zurr D. 2010. Ganzheitliche Verhaltenstherapie bei Hund und Katze. Stuttgart: Sonntag Verlag.
- Bundesgesetz über den Schutz der Tiere (Tierschutzgesetz 2005 – TSchG), BGBl. I. Nr. 118/2004.
- Breazile J. E. 1987: Physiologic basis and consequences of distress in animals. In: Journal of the American Veterinary Medical Association, 10(1987): 1212 – 1215.
- Del Amo C. 2007. Probleme mit dem Hund. Dritte Aufl. Stuttgart: Ulmer Verlag.
- Del Amo C., Theby V., 2011. Handbuch für Hundetrainer. Stuttgart: Ulmer Verlag.
- Döring D., Mittmann A., Schneider B., Erhard M. 2008. Genereller Leinenzwang für Hunde – ein Tierschutzproblem? In: Deutsches Tierärzteblatt 12(2008): 1606 – 1613.
- Fatjó F., Bowen J. 2009. Medical and metabolic influences on behavioural disorders. In: Horwitz D., Hrsg. 2009. BSAVA Manual of Canine and Feline Behavioural Medicine. Zweite Aufl. Gloucester: British Animal Veterinary Association, 1 – 9.
- Feddersen-Petersen D. 2008. Ausdrucksverhalten beim Hund: Mimik und Körpersprache, Kommunikation und Verständigung. Stuttgart: Kosmos.

- Franck, R. C., Grauss, M. 2008. Hab´keine Angst mein Hund. Ängste beim Hund erkennen und abbauen. Brunsbek: Cadmos Verlag.
- Gasch, B. 2008. Panik. In: Lasogga, F., Gasch, B., Hrsg., 2008. Notfallpsychologie. Lehrbuch für die Praxis. Berlin: Springer, 435 – 445.
- Hunthausen, W. 2009. Preventive behavioural medicine for dogs. In: Horwitz D., Hrsg., 2009. BSAVA Manual of Canine and Feline Behavioural Medicine. Zweite Aufl. Gloucester: British Animal Veterinary Association, 65 – 82.
- Hüther G. 2004. Biologie der Angst. Wie aus Streß Gefühle werden. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kaluza G. 2012. Gelassen und sicher im Stress. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag.
- Kulbe A. 2009. Grundwissen Psychologie, Soziologie und Pädagogik. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Lauinger I. 2012. Geräuschempfindlichkeit beim Hund am Beispiel des Bearded Collies – Ein Vergleich von Verhaltenstherapiemaßnahmen und Substitution mit Thyroxin [Inaugural-Dissertation] München: Ludwig-Maximilians-Universität.
- Lindsay S. R. 2013. Handbook of Applied Dog Behavior and Training, Adaptation and Learning. Ames: Wiley-Blackwell.
- Markgraf J., Schneider S. 1990. Panik. Angstanfälle und ihre Behandlung. Berlin, Heidelberg, New York: Springer-Verlag.
- Montada L. 1995. Kategorien der Angst und Möglichkeiten der Angstbewältigung. <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2004/181/> (Zugriff 14.06.2016).
- O’Heare J. 2009. Die Neuropsychologie des Hundes. Bernau: Animal-Learn-Verlag.
- Otten W., Kanitz E., Tuchscherer M. 2000. Prenatal stress in pigs: effects on growth, physiological stress reactions and immune function. In: Archiv für Tierzucht 43/2000, Sonderheft. 159 – 164.

Palestrini C. 2009. Situational sensitivities. In: Horwitz D., Hrsg., 2009. BSAVA Manual of Canine and Feline Behavioural Medicine. Zweite Aufl. Gloucester: British Animal Veterinary Association, 169 – 177.

Roscher A. 2005. Vorkommen von Angstverhalten bei Hunden in der tierärztlichen Praxis und Darstellung der Möglichkeiten einer angst- und stressarmen Behandlung [Inaugural-Dissertation] München: Ludwig-Maximilians-Universität.

Rugaas T. 2001. Calming Signals. Die Beschwichtigungssignale der Hunde. Zweite Aufl. Grassau: Animal Learn Verlag.

Seligman M.E.P., Peterman F., Rockstroh B. 2010. Erlernte Hilflosigkeit. Weinheim: Verlagsgruppe Beltz.

Schlegl-Kofler K. 2010. Welpen Erziehung: Der 8-Wochen-Trainingsplan für Welpen. Plus Junghund-Training vom 5. Bis 12. Monat. München: Gräfe und Unzer Verlag GmbH.

Schmidt W.-D. 2005. Verhaltenstherapie des Hundes. Hannover: Schlütersche Verlagsgesellschaft m.b.H.

Schöning B. 2011. Tierschutzaspekte in der Verhaltenstherapie von auffälligen Hunden. In: Tagungsband Österreichische TierärztInnen für Tierschutz. Wien: Sektion Tierhaltung und Tierschutz der Österreichischen Gesellschaft der Tierärzte. https://www.royal-canin.at/fileadmin/res/Vet/bigbags_0212_ta_newsletter/Tagungsband_%C3%96TT-110504.pdf#page=71 (Zugriff 08.07.2016).

Schroll S. 2008. Der hyperaktive Hund. In: Tierarzhelferin, 7(2008): 54 – 68.

Sreenivasan U., Manocha S.N., Jain, V.K. 1979. Treatment of severe dog phobia in childhood by flooding. A Case report. In: Journal of Child Psychology and Psychiatry 20(1979): 60 – 255.

Stewart G. 2014. Behavior Adjustment Training. https://www.dropbox.com/s/1r8adh40c13c2ge/BAT-basics_DE.pdf (Zugriff 09.07.2016).

Stöber J., Schwarzer R. (2000) Angst. In: Otto J. H., Euler H. A., Mandl H., Hrsg. Emotionspsychologie: Ein Handbuch. Weinheim: Beltz/PVU, 189 – 198.

Verordnung der Bundesministerin für Gesundheit über die Haltung von Wirbeltieren, die nicht unter die 1. Tierhaltungsverordnung fallen, über Wildtiere, die besondere Anforderungen an die Haltung stellen und über Wildtierarten, deren Haltung aus Gründen des Tierschutzes verboten ist (2. Tierhaltungsverordnung), BGBl. II Nr. 486/2005.